



BARBARA  
ERSKINE



Am  
*Rande* der  
*Dunkelheit*

Weltbild

## Ein Epos über Liebe und Verrat

Adam, der Sohn eines puritanischen Pfarrers, ist vierzehn Jahre alt, als er im Jahre 1935 der Druidenschülerin Brid aus dem 6. Jahrhundert zum ersten Mal begegnet. Die beiden werden ein Liebespaar, das abwechselnd in ihrem und in seinem Jahrhundert lebt. Als Adam sich von Brid abwendet, versetzt sie seine Freunde in Angst und Schrecken und scheut auch vor Mord nicht zurück. Wird es Adam gelingen, sich von diesem Fluch zu befreien?

Barbara Erskine

# Am Rande der Dunkelheit

Roman

Aus dem Englischen von Ursula Wulfekamp

# **Weltbild**

## **Die Autorin**

Barbara Erskine studierte mittelalterliche Geschichte und hat bereits zahlreiche Romane veröffentlicht. Ihre Bücher wurden in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt und belegten stets die vorderen Plätze in den internationalen Bestsellerlisten.

Barbara Erskine lebt mit ihrer Familie in Wales und auf einem alten Landsitz in North Essex.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel On the Edge of Darkness by HarperCollins.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1998 by Barbara Erskine

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1999 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Ursula Wulfekamp

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-052-4

# *Prolog*

Die Zeit, wurde dem Jungen schläfrig bewusst, wirbelt wie ein Strudel in gigantischen, trägen Spiralen am Himmel. Er lag auf dem Rücken, im kurzen, süß duftenden Gras von Wales, sah mit halb geschlossenen Augen hinauf in die unendliche Bläue und ließ sich vom Lied der Lerche emportragen. Jenseits der Wolken lagen intensive Erfahrungswelten, die ihn über das Jetzt hinausführten an einen Ort, wo Vergangenheit und Zukunft eins waren.

Eines Tages würde er dorthin reisen, jenseits der Grenzen von Zeit und Raum, und würde die Geheimnisse studieren, die sein Vermächtnis waren; er wusste instinktiv, dass das in seiner Natur lag. Dann würde er das Böse mit dem Guten bekämpfen und Licht ins Dunkel bringen.

»Meryn!«

Die Stimme seiner Mutter, die ihn vom Häuschen unten im geschützten Tal am Fuß des Berges rief, brachte ihn auf die Beine. Er lächelte in sich hinein. Später, nach dem Abendessen, wenn die lange Sommerdämmerung sich über die Landschaft legte und nur gelegentlich das freundliche Blöken eines Schafs in der Ferne zu hören war oder der hallende Ruf einer Eule, die auf lautlosen Flügeln ins Tal hinabschwebte, würde er aus dem Häuschen schlüpfen und wieder hierher kommen, um seine Träume zu träumen und sich auf die große Schlacht vorzubereiten, die er eines Tages dort draußen, am Rande der Dunkelheit, ausfechten musste ...

# TEIL I

Adam  
1935–1944

# Kapitel 1

»Warum nimmst du nicht ein Messer und tötest mich, Thomas? Das wäre ehrlicher und schneller!«

Susan Craigs Stimme hatte sich zu einem verzweifelten Schreien gesteigert. »Guter Gott, du treibst mich dazu, das zu tun! Du und deine selbstgerechte Grausamkeit.« Sie hatte sich ans Fenster gestellt; Tränen strömten ihr über die Wangen.

Adam, sehr schmal und für seine vierzehn Jahre recht groß, stand im Garten vor dem Arbeitszimmerfenster seines Vaters, die Arme fest um sich geschlungen. Seine Lippen zuckten; er musste an sich halten, um die Worte, mit denen er seine Mutter gerne verteidigt hätte, nicht laut herauszuschreien. Der Streit war immer heftiger geworden, schien schon Stunden zu dauern, und ebenso lange stand er hier draußen. Was hatte seine Mutter getan – was konnte sie überhaupt getan haben? –, um seinen Vater so zu verärgern? Das konnte er sich beim besten Willen nicht vorstellen.

»Jetzt nimmst du auch noch den Namen des Herrn lästerlich in den Mund! Ist deine Sündhaftigkeit denn wirklich grenzenlos, du dumme, törichte Frau?« Auch Thomas brüllte so, dass seine Worte fast nicht zu verstehen waren.

»Ich bin nicht sündhaft, Thomas. Ich bin ein Mensch, eine Frau! Soll das wirklich sündhaft sein? Warum hörst du mir nicht zu? Es ist dir egal! Du hast mir nie zugehört, verdammt!« Die Stimme seiner Mutter gellte, die seines Vaters war ein tiefer, dröhnender Wortschwall, der nur noch zu vernichten trachtete.

Vor Tränen konnte der Junge nichts mehr sehen. Er presste die Hände auf die Ohren, um nichts mehr zu hören, aber es war zwecklos: Die Stimmen hallten durch die kahlen Räume des mächtigen alten Steinhauses und drangen durch Fenster und Türen ins Freie, bis es schien, als würden sie den Garten und das ganze Dorf Pittenross erfüllen, die Wälder und sogar den Himmel.

Plötzlich konnte er es nicht mehr ertragen. Stolpernd, ohne den Weg richtig zu erkennen, lief er zum Tor.

Das Pfarrhaus stand am Ende einer stillen Dorfstraße, fast verborgen hinter den hohen Mauern, die das Haus und den Garten praktisch umschlossen; nur das hintere Ende des Gemüsegartens grenzte direkt an den Fluss Tay, der dort breit über Kiesel und Steine hinplätscherte. Links vom Haus ragte die alte Kirche umringt von Bäumen, dem Rasen und den Kieswegen verwaist hinter dem hohen, kunstvoll geschmiedeten Gitter und dem imposanten Tor auf. Die Straße, die rechter Hand verlief und von grauen Steinhäusern gesäumt wurde, war um diese Zeit menschenleer.

Diese Straße rannte Adam entlang, nahm die Abkürzung durch die enge Fishers' Wynd, eine Gasse zwischen hohen, kahlen Mauern, umrundete ein Grundstück, das von der Ehefrau eines der Gemeindeältesten halbherzig bebaut wurde, überquerte auf glänzend schwarzen Felsen und Steinen den Fluss, überwand einen Drahtzaun und lief durch den dichten Wald am unteren Teil des Berghangs auf den Gipfel zu. Er lief, bis er nicht mehr konnte, denn er war überzeugt, wenn er stehen bliebe, würde er noch immer seine Eltern streiten hören.



In den letzten Wochen waren die Auseinandersetzungen ständig schlimmer geworden. Er hatte keine Geschwister, mit denen er seinen Kummer teilen, keine Verwandten, denen er sich anvertrauen konnte, und niemanden im Dorf, mit dem er reden hätte können. Seine Loyalität galt allein seinen Eltern und irgendwie wusste er auch, dass diese Auseinandersetzungen etwas Privates waren und niemand anderer je davon erfahren durfte. Aber Adam war verzweifelt und was zu Hause passierte, war für ihn unerträglich. Seine schöne, junge, glückliche Mutter – glücklich zumindest, solange sie und er allein waren –, die er über alles liebte, war blass und gereizt geworden, ein bloßer Schatten ihrer selbst, während sein Vater, immer schon ein kräftiger, derber, rotwangiger Mann, noch massiger und rotwangiger geworden war. Manchmal betrachtete Adam die Hände seines Vaters: Es waren Pranken, eher die Hände eines Arbeiters als die eines Gottesdieners. Adam erschauerte. Er wusste, wie kräftig diese Hände eine Peitsche packen konnten. Sein Vater schlug ihn um seiner Seele willen wegen der kleinsten Übertretung. Das machte Adam nicht so viel aus, denn an die Prügel war er gewöhnt. Fast. Aber ihn packte Panik, blinde, abgrundtiefe Panik, bei dem Gedanken, sein Vater könnte auch seine Mutter schlagen.

Er wusste nie, warum sie sich stritten. Manchmal, wenn er nachts in seinem Zimmer lag, konnte er durch die Wand das eine oder andere Wort verstehen, sich aber nie einen Reim darauf machen. Seine Mutter liebte die Berge, den Fluss, das Dorf und ihr Leben als Pfarrersfrau und sie hatte Dutzende von Freunden – Hunderte gar, in den Augen ihres Sohns –, warum sollte sie sich also weinend über ihre Einsamkeit beklagen? Warum sollte sie sagen, dass sie unglücklich war?

Ohne zu überlegen, welche Richtung er einschlug, war er seinem Lieblingsweg durch die Bäume entlang einem herabstürzenden Bach gefolgt. Während er zwischen den Birken, Ebereschen und Stechpalmen, den Lärchen und Kiefern den Berg hinaufstieg, bis der Wald sich lichtete und in Wiesen überging, konnte er in Felstümpeln und Kaskaden immer wieder weiß schäumendes Wasser aufblitzen sehen.

Allmählich verlangsamte sich sein Schritt, denn er war völlig außer Atem, doch er ging immer weiter auf dem von Schafen ausgetretenen Pfad durch Gras und stachelige Heide, immer wieder Felsnasen umrundend, die vor Jahrmillionen von der Gewalt eines Vulkans oder eines Gletschers aufgeworfen worden waren. Sein Ziel war das aus Stein gemeißelte Kreuz, das – so hieß es – von den Pikten aufgestellt worden war, um weit oberhalb des Dorfes und des Flusses Wache zu stehen. Die Pikten waren das Volk, das in diesen Bergen gelebt hatte, ehe die Region von den Schotten besiedelt worden war. Hierher kam Adam immer, wenn er unglücklich war. Das Steinkreuz stand in der Nähe eines alten Kiefernwäldchens, Teil des uralten Kaledonischen Waldes, der vor vielen Jahrhunderten die Berge bedeckt hatte. Dies war Adams ureigenster, ganz privater Zufluchtsort.

Das Steinkreuz stand, ein wenig windschief, seit mehr als vierzehnhundert Jahren dort oben auf dem abgeflachten Grat, halb kreisförmig von alten Bäumen umgeben. Von dort aus konnte der Blick an klaren Tagen gut fünfundvierzig Kilometer nach Süden schweifen, nach Norden aber nur drei oder vier, denn dort verbargen hohe Berge den Himmel. Auf der der Sonne zugewandten Seite des Steins war ein großes Kreuz gemeißelt, umgeben von einem Rad, wie es bei den Kelten üblich war, und mit einem kunstvollen Flechtmuster

verziert – das unendliche Muster des ewigen Lebens. Auf der Rückseite waren ausgefallene, eher heidnische Motive zu erkennen – eine Schlange, ein abgebrochener Stab, ein Spiegel und eine Mondsichel. Diese Symbole waren dem ganzen Dorf, vor allem aber seinem Vater ein Dorn im Auge. Thomas Craig hatte Adam erzählt, die Symbole seien von Teufelsanbetern auf die Steine gemeißelt worden, die ihre Spuren dort in der Einsamkeit des Berggipfels hinterlassen hatten mit ihrer verborgenen Botschaft an alle, die ihnen nachfolgten. Manchmal empfand Adam es als ein Wunder, dass der Stein nicht zerstört worden war – vielleicht lag er einfach zu weit vom Dorf entfernt und es wäre zu viel Mühe gewesen, ihn in Stücke zu schlagen; oder vielleicht fürchteten die Leute sich insgeheim, ihn zu berühren. Er hatte keine Angst davor, aber er spürte die Energie des Steins – eine besondere, wilde, magische Kraft.

Als er den Stein erreichte, warf er sich auf den Boden und überließ sich seinen Tränen. Er wusste, außer dem Bussard, der in der Ferne seine Kreise zog, würde niemand ihn sehen.

Aber das Mädchen hatte ihn kommen sehen. Er war ihr schon oft aufgefallen, dieser Junge, der etwa in ihrem Alter sein mochte, wie er durch die Heide heraufstieg, und sie hatte sich versteckt, entweder hinter dem Stein oder zwischen den Bäumen oder auch in den Nebelschwaden, die häufig hier über dem Ort trieben.

In letzter Zeit hatte sie ihn dreimal weinen hören. Das bekümmerte sie. Sie wollte herausfinden, warum er unglücklich war, sie wollte ihn lachen und herumspringen sehen wie damals, als er den braunweißen Sheltie-Welpen mitgebracht hatte. Sie war nie zu ihm gegangen. Eigentlich sollte sie gar nicht hier sein. Ihr Bruder würde zornig werden, wenn er wüsste, dass sie sich von ihm entfernt hatte. Aber sie fand es langweilig, ihm beim Meißeln des Steins zuzusehen.

Der Hund hatte sie gesehen und gebellt und seine Nackenhaare hatten sich gesträubt. Das wunderte sie. Normalerweise konnten Hunde sie gut leiden. Aber sie wahrte immer Abstand. Sie wollte nicht, dass der Junge sie bemerkte.

Schließlich hatte er sich ausgeweint. Er setzte sich auf, zog die Nase hoch und fuhr sich mit dem Ärmel übers Gesicht. Dann sah er sich um. Hoch über sich hörte er den einsamen Schrei eines Adlers. Mit zusammengekniffenen Augen starrte er in den blauen Himmel empor, aber das grelle Licht, das zwischen den Wolken hervorschien, blendete ihn und so schloss er die Augen. Als er sie wieder öffnete, sah er für den Bruchteil einer Sekunde ein Mädchen, das ihn zwischen den Bäumen hervor beobachtete. Erschrocken sprang er auf.

»Hallo! Hallo?« Der Wind trug seine Stimme davon. »Wo bist du?«

Er lief ein paar Schritte auf die Bäume zu, konnte aber keine Spur von ihr entdecken. »Jetzt komm schon! Ich hab dich doch gesehen! Zeig dich!« Er hoffte, sie hatte ihn nicht weinen sehen. Bei dem Gedanken wurde er rot. Wieder spähte er zwischen die weichen, roten, sich schälenden Baumstämme, aber sie war verschwunden.

Der Abend brach schon herein, als er widerwillig zum Pfarrhaus zurückging. Von dem Pfad zwischen den dichten Bäumen, die auf der steilen Böschung neben dem herabstürzenden Bach wuchsen, konnte er die Lampe im Arbeitszimmer seines Vaters brennen sehen.

Normalerweise stieg um diese Zeit schon blauer Rauch aus dem Küchenkamin auf, aber davon war heute vor dem dunkler werdenden Himmel nichts zu sehen. Ängstlich fragte er sich, ob wohl Mrs Barron, wie so oft, dageblieben war, um das Abendessen zu machen, oder ob seine Mutter, die Schürze über das Kleid gebunden, in der Küche stand und mit den riesigen Eisentöpfen hantierte.

Er ging auf Zehenspitzen an der Seite des Pfarrhauses entlang durch den Garten zur Hintertür. In der Küche war niemand, auf dem Herd stand kein einziger Topf. Der Herd war sogar kalt. Beklommenen Herzens schlich er in den Flur und lauschte; halb fürchtete er, der Streit könnte noch immer fort dauern, aber im Haus herrschte jetzt absolute Stille. Mit einem Seufzer der Erleichterung ging er weiter und blieb einen langen, kühnen Moment vor dem Arbeitszimmer seines Vaters stehen, bis er kehrte und über die Stufen nach oben floh.

Vom Schlafzimmer seiner Eltern aus sah man über die Mauer zur Kirche. Der Raum wirkte sehr streng mit dem Eisenbett, auf dem eine hellbraune Decke lag, und den schweren Holzmöbeln, ohne irgendein Bild oder auch nur einen Blumenstrauß. Auf der Frisierkommode seiner Mutter standen weder Schminksachen noch Parfüm oder Puder; lediglich eine elfenbeinerne Haarbürste sowie eine dazu passende Kleiderbürste und ein Kamm lagen ordentlich aufgereiht da. Sonst nichts. Thomas Craig gestattete seiner Frau nicht, sich zu schminken.

Nervös sah sich Adam im Zimmer um, obwohl er ahnte, dass er nichts finden würde. Es war kalt dort, denn es ging nach Norden. Das war der Raum, in dem er geboren worden war. Er hasste ihn.

Normalerweise mochte er die Küche am liebsten. Wenn der Herd wohlige Wärme verströmte, wenn es nach Essen roch und seine Mutter und Jeannie Barron unbeschwert miteinander schwatzten, war die Küche der schönste, fröhlichste Ort überhaupt. Wenn sein Vater nicht da war. Aber wenn sein Vater zu Hause war und seine düstere, missbilligende Aura das Haus erfüllte, wurde Adams Mutter schweigsam und dem Jungen kam es vor, als fürchteten sich selbst die Vögel im Garten zu singen.

Er stand in der Tür und wollte sich gerade zum Gehen wenden, als er stirnrunzelnd innehielt. Wie ein kleines, wachsames, misstrauisches Tier spürte er, dass etwas nicht stimmte. Er sah sich noch einmal im Raum um, achtsamer dieses Mal, aber die karge Ordnung gab keinen Hinweis darauf, dass irgendetwas passiert sein könnte.

Er selbst hatte zwei Zimmer. Das eine, sein offizielles Zimmer, war so nüchtern und ordentlich wie das seiner Eltern und lag neben dem ihren auf dem Treppenabsatz. Dazu hatte er aber noch ein weiteres Zimmer oben auf dem Speicher, das zwar seine Mutter und Mrs Barron kannten, nicht jedoch sein Vater; Adam war sich ziemlich sicher, dass er nie dort hinaufging. Auf dem Fußboden lag ein bunter Flickenteppich und mehrere alte Truhen enthielten seine Schätze und Fundstücke, sein privates Museum, dazu seine Bücher und Landkarten. Wenn er allein hier oben war, in den Stunden, in denen er eigentlich in seinem offiziellen Zimmer Schulaufgaben machen sollte, führte er ein Eigenleben. Hier schrieb er seine Notizen, hier kopierte er Diagramme und studierte die alten, muffig riechenden Lehrbücher, die er in Buchläden in Perth aufgetrieben hatte. All das diente dazu, ihn auf seinen späteren Beruf als Arzt vorzubereiten. Hier oben

zeichnete er auch die Vögel, die er draußen in den Bergen beobachtete; einmal hatte er sogar versucht, einen Fuchs, den er in einer Falle gefunden hatte, zu sezieren, zu trocknen und auszustopfen. Diesem Versuch hatte Jeannie Barron bald ein Ende bereitet, aber sonst überließen die beiden Frauen ihn hier oben mehr oder minder sich selbst. An diesem Tag jedoch konnte der Dachboden ihm nicht den heimeligen Schutz bieten, den er sonst dort fand. Er war rastlos und unglücklich. Irgendetwas Schlimmes war passiert.

Nachdem er einige Minuten halbherzig ein Buch über Spinnen durchgeblättert hatte, warf er es auf den Tisch und ging auf den Treppenabsatz hinaus. Einen Moment lauschte er, dann lief er zuerst die schmale und steile, dann die breitere Treppe ins Erdgeschoss hinab und warf wieder einen Blick in die Küche. Sie war so freudlos und leer wie zuvor.

Erst nach langer Zeit fand er den Mut, an der Tür zum Arbeitszimmer seines Vaters zu klopfen.

Thomas Craig saß an seinem Schreibtisch, die Hände vor sich auf der Löschpapierunterlage gefaltet. Er war ein großer, langgliedriger Mann mit einer Mähne dunkler, von Silbersträhnen durchsetzter Haare und blassblauen Augen. Seine Haut, die sonst sehr rot war, wirkte ungewohnt bleich.

»Vater?« Adams Stimme klang sehr leise.

Es kam keine Antwort.

»Vater, wo ist Mutter?«

Endlich sah sein Vater auf. Unter den beiden hohen Wangenknochen hatte sich jeweils ein leuchtend rotes Dreieck gebildet – die Stellen, wo sein Gesicht auf den verschränkten Händen gelegen hatte. Jetzt stützte er die Ellbogen matt auf den Schreibtisch und räusperte sich, als fiel es ihm schwer zu sprechen. »Sie ist fort«, sagte er schließlich mit tonloser Stimme.

»Fort?«, wiederholte Adam verständnislos.

»Fort.« Thomas ließ das Gesicht wieder auf die Hände sinken.

Sein Sohn trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. Ein unerklärlicher Schmerz krallte sich in seine Magengrube. Er wagte nicht, seinem Vater noch einmal ins Gesicht zu sehen, also blickte er auf seine zerschlissenen Turnschuhe.

Thomas seufzte tief und sah auf. »Mrs Barron glaubte, kündigen zu müssen«, meinte er. »Das heißt, wir sind alleine.«

Adam schluckte. Als er schließlich sprach, klang seine Stimme sehr kleinlaut. »Wo ist Mutter denn hin?«

»Ich weiß es nicht. Ich will es auch nicht wissen.« Abrupt erhob sich Thomas, schob den Stuhl zurück, trat ans Fenster und sah zum Garten hinaus. »Deine Mutter hat eine schwere Sünde begangen, Adam. In den Augen Gottes und in meinen gehört sie nicht mehr zu dieser Familie. Ich möchte nicht, dass ihr Name in diesem Haus jemals wieder erwähnt wird. Geh auf dein Zimmer und bete, dass sie dich mit ihrer Schändlichkeit nicht angesteckt hat. Ein Abend ohne etwas zu essen wird dir nicht schaden.« Er wandte sich nicht einmal zu seinem Sohn um.

Adam starrte ihn an, fast ohne zu verstehen, was er sagte. »Aber Vater, wo ist sie hin?« Seine Brust krampfte sich vor Panik und Schmerz zusammen. Er wollte seine Mutter, jetzt, ganz dringend.

»Geh auf dein Zimmer!« Thomas' Stimme klang bekümmert, wütend, verständnislos und verriet einen kurzen Moment lang seine wahren Gefühle.

Adam versuchte nicht, noch weitere Fragen zu stellen. Er wandte sich um, lief in den Flur hinaus, durch die Küche und in den Garten. Es war zwar schon fast dunkel, doch das kümmerte ihn nicht. Er rannte um das Haus auf die stille Straße und weiter zum Fluss. Im Dämmerlicht rutschte er auf den Steinen aus, sodass seine Füße in das eisige Wasser glitten, aber er blieb nicht stehen, sondern rannte in den Wald und so schnell er konnte den Berg hinauf.

Einmal machte er halt und warf einen Blick zurück. Das Pfarrhaus lag in Dunkelheit, bis auf die Lampe im Arbeitszimmer seines Vaters. Von seinem Standort aus konnte Adam die Kirche sehen und die schwarzen Bäume, die sie umgaben, dazu das ganze Dorf, wo ein Licht nach dem anderen angezündet wurde und duftender blauer Kaminrauch sich in der Abendluft kräuselte. Das Dorf war freundlich, geschäftig, warm. Er kannte jeden Einzelnen, der dort lebte. Viele der Kinder gingen mit ihm in die Schule; allein in seiner Klasse saßen fünf Jungen, mit denen er aufgewachsen war.

Einige Minuten stand er so und sah ins Tal. Der Wind war kalt geworden und blies ihm in den Nacken, sodass es ihn fröstelte. Auf den dünnen Armen unter seinem Pullover bildete sich Gänsehaut. Ihm war übel. Wo war seine Mutter hin? Was war passiert? Warum hatte sie ihm nicht gesagt, wohin sie ging? Warum hatte sie ihn nicht mitgenommen? Warum hatte sie ihm nicht wenigstens einen Zettel geschrieben?

Es war besser, in Bewegung zu bleiben. Das Gehen zwischen den Bäumen in der fast völligen Dunkelheit, wo nur ab und zu rechts neben ihm das Wasser aufblitzte, nahm seine ganze Konzentration in Anspruch. Solange er ging, konnte er nicht denken. Und er wollte nicht denken.

Er drehte sich wieder um und stieg weiter. Mit den nassen Turnschuhen rutschte er auf dem Pfad aus, sodass er nach den tief herabhängenden Zweigen einer Lärche greifen musste, um nicht der Länge nach hinzufallen.

Als er schließlich den Stein erreichte, war es völlig dunkel geworden. Keuchend krümmte er sich zusammen. Er wusste, sobald er aufhörte, sich zu bewegen, würde er im eisigen Wind frieren. Aber das war ihm egal. Sobald er sich nicht mehr bewegte, konnte er den Kummer, der ihn durchflutete, nicht mehr im Zaum halten. Seine Mutter. Seine geliebte, wunderbare, kluge, hübsche Mutter war fort; sie hatte gesündigt. Ein Schauer überlief ihn, als er an die Stimme seines Vaters dachte. Was hatte sie getan? Was konnte sie getan haben? Er schlang die Arme um sich und zog die Schultern hoch. Er hatte sich noch nie derart allein gefühlt und noch nie hatte er so große Angst gehabt.

Sie hatte den Jungen noch nie nachts herkommen sehen. Hinter den Bergen im Osten verriet ein silbernes Leuchten, wo der Halbmond bald über den schwarzen Felsen aufgehen und die Landschaft in helles Licht tauchen würde. Dann würde sie ihn besser sehen können. Bis dahin wollte sie lautlos warten.

Hinter ihr packte ihr Bruder Gartnait, der fünf Jahre älter war als sie, sein Werkzeug zusammen und reckte die Arme über den Kopf, sodass die Gelenke knackten. Plötzlich fiel ein Mondstrahl auf den Boden zu seinen Füßen und ließ eine eiserne Meißel aufleuchten.

Er bückte sich und hob sie auf.

Brid kroch ein Stück weiter nach vorne. Der Junge hatte ein schmales, hübsches Gesicht mit einer Kindernase, aber seine Schultern und Knie besaßen schon das fohlenhaft Ungelenke eines jungen Mannes. Sie betrachtete seine Kleider, die im fahlen Licht farblos wirkten, und schlich noch näher. Wenn er hier auf den Berg kam, saß er manchmal nur stundenlang da, die Arme um die Beine geschlungen, das Kinn auf die Knie gestützt, und starrte vor sich hin. Ein paarmal war er zu Gartnait's Stein gegangen und hatte mit den Fingern die Konturen der Meißelarbeiten nachgeföhren. In den heißen Monaten hatte er sich zweimal auf dem warmen Boden ausgestreckt und geschlafen. Einmal war sie zu ihm hingegangen, sodass ihr schmaler Schatten auf sein Gesicht fiel. Da hatte er die Stirn gerunzelt, die Nase kraus gezogen und sich an die Stirn gefasst, ohne freilich die Augen zu öffnen.

Sie spürte seinen Kummer. Dieses Leid zehrte an ihrer Energie, denn es umgab ihn wie ein Umhang aus schwarzen Wogen, deren Kälte in der Dunkelheit zu ihr hinüberschwappten.

Vielleicht war ihr Mitleid so groß, dass es spürbar wurde. Jedenfalls blickte er plötzlich erschreckt auf, als habe er etwas gehört, und sah direkt zu ihr. Sie bemerkte, wie seine Augen sich weiteten. Instinktiv fuhr er sich mit der Hand über die Wange und straffte die Schultern, um seinen Schmerz zu verbergen. Seine momentane Angst, eine Gestalt im Schatten zu sehen, ging in Erleichterung über, als er das Mädchen erkannte, das er schon einmal gesehen hatte. Tapfer bemühte er sich zu lächeln. »Hallo.«

Sie runzelte die Stirn. Sie kannte das Wort nicht, aber das Lächeln war freundlich. Sie trat einen Schritt vor.

Allmählich beruhigte sich sein Herzschlag ein wenig. Die Erschöpfung nach dem anstrengenden Aufstieg, dem zweiten an diesem Tag, und dann der Anblick des Mädchens, das urplötzlich in der Dunkelheit zwischen den Bäumen erschienen war, hatte ihn nach Luft ringen lassen. Jetzt starrte er sie eher verwundert als erschrocken an. Sie hatte etwas zu ihm gesagt, aber in einer Sprache, die er nicht verstand. Wahrscheinlich war es Gälisch – eine Sprache, die sein Vater als barbarisch verurteilte. Er zuckte mit den Schultern. »Ich versteh dich nicht.«

Selbst im trüben Licht konnte er das Strahlen ihrer Augen erkennen, den kecken Schwung ihrer Nase und ihres Kinns. Sie trug ein einfaches Kleid, das aussah, als sei es aus einer Art Leder gemacht.

Sie zuckte auch die Achseln und verzog kichernd das Gesicht.

Da lachte er ebenfalls. Kühn trat Brid näher und wischte ihm mit dem Finger imaginäre Tränen von der Wange. Ihre Mimik war eindeutig: Warum bist du so traurig? Sei doch fröhlich! Dann legte sie ihre Hände auf die seinen und zitterte übertrieben. Sie hatte recht. Ihm war sehr kalt.

Er wusste nicht, wie es kam, dass er ihr folgte. Zum Teil, weil ihm elend zumute war, weil er fror und Hunger hatte. Als sie ihn an der Hand zog und mit der anderen Hand tat, als würde sie essen, nickte er und ging bereitwillig mit ihr mit.

Er folgte ihr zum Stein, wo er im Vorbeigehen mit dem Finger leicht die vertrauten Muster nachfuhr. Nebelschwaden trieben über den Pfad und er zögerte, aber als sie

wieder an seiner Hand zog, schritt er weiter aus und blieb erst stehen, als er ihren Bruder bemerkte. Der groß gewachsene junge Mann, der sein Werkzeug in einem über die Schulter geschlungenen Lederbeutel trug, wirkte ebenso überrascht wie er selbst. Er redete leise, aber eindringlich auf das Mädchen ein, doch sie gab ihm eine offenbar freche Antwort und stellte sich dann vor. Sie deutete auf sich und sagte laut »Brid«, das sie »Bried« aussprach. »Gartnait«, erklärte sie dann und schlug dem jungen Mann auf die Schulter.

Adam grinste. Er deutete auf seinen Bauch. »Adam«, sagte er.

»A-dam«, wiederholte sie leise. Dann lachte sie wieder.

Sie gingen etwa zwanzig Minuten auf einem im Heidekraut kaum sichtbaren Wildwechsel den Grat entlang, bis Adam unter ihnen den flackernden Schein eines Feuers sah. Während sie zu den Flammen hinabkletterten, roch er den Duft von bratendem Fleisch. Wild, dachte er, und das Wasser lief ihm im Mund zusammen. Er hatte seit Mittag nichts mehr gegessen. Er weigerte sich, an die kalte, leere Küche zu Hause zu denken, und konzentrierte sich stattdessen auf seine neuen Freunde.

Das Haus, auf das sie zingingen, war zu Adams Verwunderung wenig mehr als eine runde, mit Ried gedeckte Hütte, die in einer Senke des Hügels neben einem herabstürzenden Bach verborgen stand. Das Feuer wurde, wie er beim Näherkommen feststellte, von einer Frau bewacht, die dem Aussehen nach die Mutter von Brid und Gartnait sein musste; die beiden waren unverkennbar Geschwister. Die schlanke Frau wirkte sehr groß, als sie sich vom Herumstochern zwischen den Holzscheiten unter ihren Kochtöpfen aufrichtete. Ihre Haare waren so dunkel wie die ihrer Tochter, ihre Augen ebenso klar und grau. Sie warf ihren behelfsmäßigen Feuerhaken zu Boden und begrüßte Adam etwas scheu. Dann deutete sie auf einen Fellteppich, der neben dem Feuer auf dem Boden lag, und bedeutete ihm, sich hinzusetzen. Brid erklärte, ihr Name sei Gemma. Gartnait war zum Fluss gegangen, um sich den Steinstaub von den Händen zu waschen, und nun verschwand Brid ins Innere der Hütte. Wenige Sekunden später kehrte sie mit vier Tellern und einem Laib Brot zurück, den sie in vier Teile brach und auf die Teller legte.

Das Essen, das ihm serviert wurde, kam ihm vor wie das Köstlichste, das er je in seinem Leben gegessen hatte. Das grobe Brot hatte viel Geschmack und war dick mit einer cremigen Butter bestrichen. Dazu aßen sie – mit den Fingern – Wild, das Gartnait mit einer rasiermesserscharfen Schneide in hauchdünne Scheiben schnitt, Bergforellen, die auf Zweigen über dem Feuer gebraten wurden, und krümeligen weißen Käse. Dann wurde ihm noch mehr Brot gereicht, um die kräftige Soße aufzutunken. Zum Trinken gab es etwas, das Adam – der noch nie in seinem Leben Alkohol getrunken hatte – für eine Art Heidebier hielt. Gebannt vom Feuer, vom Essen und von seinen lächelnden, wenn auch schweigsamen Gefährten trank er kräftig und war wenige Minuten, nachdem er sich gegen einen Baumstamm gelehnt hatte, in tiefen Schlaf gefallen.

Er erwachte, als er Brides Hand auf dem Knie spürte. Einen Augenblick wusste er nicht, wo er war, dann merkte er, dass er noch im Freien lag. Überrascht stellte er fest, dass er in eine schwere Wolldecke gehüllt war. Als er sich aufsetzte, um sich daraus zu befreien,

spürte er Tau auf dem Wollflaum, aber er selbst war trocken und ihm war auch warm.

»A-dam.« Er liebte die Art, wie sie seinen Namen aussprach, sehr betont und singend, fast, als wäre er französisch. Sie deutete zum Himmel und mit Schrecken sah er, dass über den Bergen schon der Morgen graute. Er war die ganze Nacht außer Haus gewesen. Wenn sein Vater das merkte, würde er ihn umbringen. Voller Angst sprang er auf.

Brids Mutter beugte sich über ein loderndes Feuer; darüber hing ein Topf, in dem etwas köchelte. Adam schnupperte und Brid klatschte in die Hände. Dann nickte sie, nahm von ihrer Mutter eine Tonschüssel entgegen und löffelte eine Art dünnflüssigen Haferschleim hinein. Er nahm ihr die Schüssel ab und roch daran, dann kostete er den Brei und verbrannte sich daran die Zunge. Es war ein ziemlich geschmackloses Frühstück, kein Vergleich zu dem köstlichen Essen am Abend vorher, aber zumindest bekam er etwas in den Magen. Als Brid ihn schließlich auf demselben Weg, den sie gekommen waren, zurückbrachte, war er einigermaßen frohen Muts.

Der Stein war wieder in Nebel gehüllt, als sie dicht an ihm vorbeigingen. Vom Berggipfel aus konnte Adam ins heimatische Tal hinabsehen, das noch in Dunkelheit dalag. Brid deutete lächelnd auf den Weg und Adam trat ein paar Schritte zurück. »Auf Wiedersehen«, sagte er. »Und danke.«

»Auf Wiedersehen und danke.« Das Mädchen wiederholte die Worte leise. Dann wandte sie sich mit einem Winken ab und verschwand im Nebel.

Im kalten Licht des frühen Morgens sah das Pfarrhaus freudlos aus. Von den Kaminen stieg noch immer kein Rauch auf und die Vordertür war zugesperrt. Ängstlich biss Adam sich auf die Lippe und schlich lautlos zur Küchentür in der Hoffnung, sie würde offen sein. Aber sie war verschlossen. Einen Augenblick blieb er unschlüssig stehen und sah zu den leeren Fenstern auf der Rückseite des Hauses hinauf. Das elende Gefühl stellte sich wieder ein. Er schluckte schwer und trat wieder auf die Straße.

Das Pfarrhaus schlief vielleicht noch, aber im Dorf bereitete man sich schon auf den neuen Tag vor. Als Adam in die Bridge Street einbog und zaghaft an Jeannie Barrons Tür klopfte, lag der süße Duft von Holzrauch in der Luft. Auf sein Klopfen hin erscholl wildes Kläffen.

Wenige Sekunden später wurde die Tür von Jeannies stämmigem Mann Ken geöffnet. Ein hübscher Sheltie umsprang ihn, offenbar erfreut, Adam zu sehen, der sich bückte und ihm die Arme um den Hals schlang. Der Hund hatte früher ihm gehört, aber aus irgendeinem Grund, den Adam nie verstehen würde, hatte sein Vater nicht gewollt, dass sein Sohn ein Haustier hatte, und so hatte Jeannie den Welpen geschenkt bekommen. Überrascht sah Ken Adam an und rief dann über die Schulter: »Jeannie, der Sohn des Pfarrers ist gekommen.«

Hinter Ken tauchte Jeannies freundliches, rotwangiges Gesicht auf. Sie trug eine Kittelschürze, wie sie es im Pfarrhaus auch immer getan hatte.

»Guten Tag, Mrs Barron.« Adam sah ihr ins Gesicht und zu seiner unendlichen Verlegenheit schossen ihm Tränen in die Augen.

»Adam.« Sie drängte sich an ihrem Mann vorbei und schloss den Jungen in ihre fülligen Arme. »Ach, mein armer Kleiner.« Er war zwar fast so groß wie sie, aber in diesem



Augenblick war er wieder ein kleines Kind, das in ihren Armen Trost, Geborgenheit und Liebe suchte.

Sie zog ihn in die Küche, schickte ihren Mann nach draußen und setzte Adam an den Tisch. Nachdem er eine Tasse Tee mit Milch getrunken und ein dick mit Butter und Marmelade bestrichenes Brot gegessen hatte, nahm sie ihn genauer in Augenschein. Sein blasses Gesicht hatte wieder etwas Farbe bekommen und die Tränen waren getrocknet, aber das Elend stand dem Jungen nach wie vor ins Gesicht geschrieben. Der Hund schmiegte sich an seine Beine.

»Weißt du denn, was passiert ist?« Sie setzte sich ihm gegenüber hin und griff nach der großen, braunen Teekanne.

Adam zuckte mit den Achseln. »Vater sagt, dass Mutter fort ist.« Wieder traten ihm Tränen in die Augen. »Er sagt, sie hat gesündigt.«

»Sie hat nicht gesündigt!« Jeannies kräftige Stimme half ihm, das Schluchzen zu unterdrücken, in das er auszubrechen drohte. »Deine Mutter ist eine anständige, wunderschöne, gute Frau. Der Mann hat sie zur Verzweiflung getrieben!«

Jeannie Barron schnitt eine Grimasse. Als sie ihnen beiden mit Schwung Tee nachschenkte, wippten ihre blonden Locken auf und ab wie Sprungfedern. »Es ist mir sowieso unverständlich, wie sie es so lange mit ihm ausgehalten hat. Ich hoffe bloß, dass sie dort, wo sie jetzt ist, glücklicher wird.«

»Wo ist sie denn hin?« Er warf ihr einen verzweifelten Blick zu.

Jeannie schüttelte den Kopf. »Das weiß ich nicht, Adam. Wirklich nicht.«

»Aber sie hat es Ihnen doch gesagt?« Adam biss sich auf die Lippen.

Wieder schüttelte sie den Kopf. »Soweit ich weiß, hat sie es niemandem gesagt.«

»Aber warum hat sie mich hiergelassen?« Es war der verstörte Aufschrei eines kleinen Kindes. »Warum hat sie mich nicht mitgenommen?«

Jeannie schürzte die Lippen. »Ich weiß es nicht.« Ein unglückliches Seufzen entfuhr ihr. »Ganz bestimmt nicht, weil sie dich nicht liebt. Das musst du mir glauben. Vielleicht hat sie selbst nicht gewusst, wohin sie geht. Vielleicht holt sie dich bald nach.«

»Glauben Sie das wirklich?« Er sah sie flehentlich aus großen braunen Augen an.

Als sie seinem Blick begegnete, konnte sie ihn nicht anlügen und ihm das Versprechen geben, das er so gerne hören wollte. »Ich hoffe es, Adam«, war alles, was sie sagte. »Ich hoffe es.« Susan Craig und sie waren befreundet gewesen, aber sie hatten keine Vertraulichkeiten ausgetauscht. Es lag nicht in Susans Wesen, sich anderen Menschen anzuvertrauen. Es hatte ihr genügt zu wissen, dass Jeannie sich um Adam kümmern würde.

Erst als er aufstand, um zu gehen, fiel ihm wieder ein, warum er in Jeannies Küche saß und nicht mit ihr im Pfarrhaus. »Arbeiten Sie wirklich nicht mehr für uns?«

Sie schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid, Adam. Dein Vater will mich nicht mehr im Haus haben.«

Niemandem würde sie erzählen – und dem Jungen schon gar nicht –, welche abscheulichen, wütenden Worte der aufgebrachte Mann ihr ins Gesicht geschleudert hatte, als sie versucht hatte, das Fortgehen seiner Frau zu verteidigen und zu entschuldigen. Sie legte Adam die Hände auf die Schultern. Er tat ihr von Herzen leid. Da

all ihre eigenen Kinder schon lange fortgezogen waren und über ganz Schottland verteilt lebten – eine Tochter wohnte sogar in Kanada –, hatte sie Adam insgeheim immer als das Kind ihrer späteren Jahre betrachtet. »Hör zu, Adam. Vergiss nicht, dass ich für dich da bin, wenn du mich brauchst. Du kannst jederzeit herkommen.« Sie blickte ihm fest in die Augen. »Jederzeit, Adam.«

Sie konnte sich recht gut vorstellen, welche Art Leben den Jungen im Pfarrhaus erwartete, und sie beneidete ihn nicht darum. Aber er hatte Mut; das hatte sie schon immer an ihm bewundert.

Dieses Mal, als er durch das Tor aufs Haus zuing, stand die Vordertür offen. Im Flur blieb er zögernd stehen. Die Tür zum Arbeitszimmer seines Vaters war geschlossen. Er schaute zur Treppe und überlegte, ob er sie auf seinen weichen Gummisohlen wohl unbemerkt erreichen konnte. Er war schon fast bei der untersten Stufe angekommen, als hinter ihm die Tür aufging. Panik stieg in ihm auf, es würgte ihn in der Kehle. In dem Augenblick, in dem er sich zu seinem Vater umdrehte, glaubte er, sich übergeben zu müssen.

Thomas Craig trat einen Schritt zurück und bedeutete dem Jungen mit einer knappen Kopfbewegung, ins Arbeitszimmer zu gehen. Das Gesicht des Pastors war grau, die Wangen waren unrasiert. Sobald er die Tür hinter seinem Sohn geschlossen hatte, griff er nach dem breiten Lederriemen, der dort stets an einem Haken hing.

Adam wimmerte. Die Angst schoss ihm eiskalt über die Schultern und den Rücken hinab; seine Haut zog sich zusammen vor Entsetzen angesichts der Schläge, die jetzt kommen würden. »Vater ...«

»Wo warst du letzte Nacht?«

»Auf dem Berg, Vater. Es tut mir leid. Ich habe mich im Nebel verlaufen ...«

»Du hast mir nicht gehorcht. Ich hatte dir gesagt, du sollst auf dein Zimmer gehen. Ich musste nach dir suchen. Ich habe das ganze Dorf nach dir abgesucht. Und das Flussufer. Ich wusste nicht, was mit dir passiert ist!«

»Es tut mir leid, Vater.« Er schämte sich, so große Angst zu empfinden, aber er war ihr hilflos ausgeliefert. »Ich war traurig.« Er sprach sehr leise.

»Traurig?«, wiederholte sein Vater. Er zog den Lederriemen durch die Hand und schlang ihn sich um die Faust. »Und du glaubst, das entschuldigt deinen Ungehorsam?«

»Nein, Vater.« Adam faltete die Hände fest zusammen, um das Zittern zu beherrschen.

»Und dir ist bewusst, dass Gott dich bestrafen sehen möchte?«

Nein, schrie er innerlich. Nein. Mummy sagt, Gott ist der Gott der Liebe. Er verzeiht. Er würde nicht wollen, dass ich geschlagen werde.

»Also?« Thomas' Stimme war nur noch ein leises Zischen.

»Ja, Vater«, flüsterte Adam.

Sein Vater blieb eine Weile schweigend stehen und starrte ihn an, dann zog er einen Holzstuhl von der Wand, stellte ihn vor seinen Schreibtisch und deutete darauf.

Adam bebte. »Bitte, Vater ...«

»Kein Wort mehr.«

»Vater ...«

»Gott wartet, Adam!«, bellte der Pastor und übertönte das gewisperte Flehen seines

Sohnes.

Adam gab auf. Mit zitternden Beinen, die ihn kaum tragen wollten, ging er zum Stuhl und beugte sich darüber; eine Faust stopfte er sich in den Mund.

Auf seine Art war Thomas Craig ein gerechter Mensch, aufrichtig in der strengen, harten Religion, die er predigte. Ein Teil seiner selbst wusste, dass der Kummer des Jungen über den Verlust seiner Mutter ebenso groß oder vielleicht noch größer war als sein Schmerz über den Verlust seiner Ehefrau. Doch als er den Lederriemen auf den Rücken des wehrlosen Kindes niedersausen ließ, zerriss etwas in ihm. Immer wieder holte er mit dem Riemen aus; dabei sah er nicht die schmalen Hüften, das schmutzige Hemd und die kurze Hose eines Vierzehnjährigen, sondern die Gestalt seiner schönen, herausfordernden, widerspenstigen Ehefrau. Erst als der Junge ihm reglos vor die Füße glitt, hielt er entsetzt inne und starrte ungläubig auf seinen am Boden liegenden Sohn.

»Adam?« Er ließ den Riemen fallen, kniete neben dem Jungen nieder und schaute erschrocken auf die nässenden Striemen, die sich auf der Rückseite der Oberschenkel bildeten, auf die langen, blutigen Flecke, die seine Hose rot verfärbten.

»Adam?« Er streckte die Hand nach dem Kopf seines Sohnes aus, der in einem seltsamen Winkel dalag, dann zog er sie plötzlich zurück; er hatte Angst, ihn zu berühren. »Was habe ich getan?«

Schwer schluckend wich er zurück und taumelte blind zu seinem Schreibtisch, wo er sich auf den Stuhl fallen ließ und nach seiner Bibel griff. Das Buch an die Brust gedrückt, blieb er lange Zeit reglos sitzen. Auf der Schreibunterlage vor ihm lagen die Fetzen des Briefes, den Susan Craig ihrem Sohn geschrieben hatte – ein Brief, den Adam nie sehen würde.

Draußen auf dem Gang tickte die hohe Standuhr langsam weiter. Sie schlug zur halben Stunde, dann zur vollen. Als die langen, volltönenden Schläge durch die Stille hallten, richtete Thomas sich endlich auf.

Er trug den bewusstlosen Jungen die Treppe hinauf und legte ihn vorsichtig auf sein Bett. Erst dann fand er die Kraft, sein eigenes Schlafzimmer zu betreten – zum ersten Mal, seitdem Susan gegangen war. Er blickte sich um. Abgesehen von ihren Bürsten und dem Kamm, die auf der Kommode am Fenster lagen, gab es im Zimmer nichts von ihr zu sehen. Aber das war immer so gewesen. Er hatte Zierrat und dergleichen stets verabscheut, Blumen im Haus hatte er verboten.

Nach kurzem Zögern ging er zu dem riesigen alten Mahagonischrank. Hinter der rechten Tür hingen seine wenigen schwarzen Anzüge, hinter der linken ihre Kleider. Es waren kaum mehr, als er besaß: zwei Kostüme, eines in Dunkelblau, eines in Schwarz, zwei schwarze Hüte auf dem Regal darüber, und drei Baumwollkleider, die immer wieder gewaschen und gebügelt worden waren, mit dem hohen Kragen, den langen Ärmeln und den nüchternen, gedeckten Farben, die er ihr für ihre Sommergarderobe zugestand. Sie besaß zwei Paar schwarze Schnürschuhe. Er öffnete die Tür in der Erwartung, dass die Kleider verschwunden sein würden, aber sie hingen noch alle an der Stange. Alle. Auf diesen Anblick war er nicht gefasst gewesen, ebenso wenig wie auf seine Reaktion. Eine Woge der Trauer, der Liebe und des Verlustes überwältigte ihn. Ohne dem Drang widerstehen zu können, nahm er eines der Kleider vom Holzbügel, presste es an sich,

vergrub sein Gesicht in dem Stoff und schluchzte.

Erst sehr viel später hörte er zu weinen auf.

Voll Abscheu sah er auf das Kleid in seinen Händen. Es roch nach ihr. Es roch nach Frau, nach Schweiß, nach Verlangen. Er erkannte das Verlangen nicht sofort als sein eigenes. Er warf das Kleid auf den Boden, zog die restlichen Kleidungsstücke aus dem Schrank und warf sie auf den Haufen. Dann fiel er über das Bett her, zerrte eines der schweren Leinenlaken herunter und wickelte es um die Kleider, die Schuhe und die beiden Hüte. Schließlich riss er die Schubladen auf, die ihre kleine Sammlung vielfach geflickter Unterwäsche enthielten, und schmiss sie ebenfalls auf den Haufen, bevor er alles nach draußen trug. Im Garten, hinter den ordentlich ausgerichteten Gemüsebeeten, rosteten ein Gewirr alter Drähte und ein Eisenrahmen vor sich hin, die Überreste von Susan Craigs geliebtem Klavier. Darauf warf er nun ihre Kleider, begoss alles mit Paraffin und setzte alles mit einem Zündholz in Flammen. Erst als der letzte dicke Strumpf zu Asche verbrannt war, kehrte er ins Haus zurück.

Er ging nicht nach oben, um nach Adam zu sehen. Stattdessen betrat er sein Arbeitszimmer und betrachtete den Stuhl, über den der Junge sich gebeugt hatte. Thomas Craig empfand abgrundtiefe Abscheu vor sich selbst. Der Zorn, das Elend, die Liebe, die er für Verlangen nach seiner Frau hielt, waren Sünde. Die schlimmsten Sünden überhaupt. Wie konnte er das Seelenheil seiner Gemeinde retten, die Gläubigen wegen ihrer Rückfälle ermahnen, wenn er sich selbst nicht unter Kontrolle hatte? Blind ging er zum Schreibtisch und griff nach dem Lederriemen, mit dem er den Jungen verprügelt hatte. Er betrachtete den Riemen, wie er in seiner Hand lag, und wusste, was er zu tun hatte.

Er schloss die Tür der alten Kirche hinter sich, trat über die Stufen in den grauen Steinbau und sah sich um. Die Stühle waren ordentlich aufgereiht, am östlichen Ende des schattigen Kirchenschiffs befand sich ein leerer Tisch. Seit über tausend Jahren stand an dieser Stelle eine Kirche, oder so hieß es zumindest, und manchmal, wenn er allein hier war, so wie jetzt, konnte er – so sehr er sich dagegen auch wehrte – die Heiligkeit dieses Ortes fühlen. Er war entsetzt, dass er selbst so abergläubisch sein konnte, aber es war ihm unmöglich, sich von diesem Eindruck zu befreien. Durch die Fenster drang genügend Licht, um ihm den Weg zu leuchten, als er das Schiff ein Stück entlangging und sich dann langsam setzte. In der Rechten hielt er den Lederriemen.

Lange Zeit blieb er wie erstarrt sitzen, die Hände krampfhaft gefaltet, die Augen im Gebet geschlossen. Aber er wusste, der Herr verlangte mehr als nur das. Er forderte eine Strafe für Thomas' Schwäche. Als draußen die letzten Lichtstrahlen erloschen und nur noch blasse Streifen durch die Fenster auf die uralten Steinwände und Böden fielen, stand er auf. Langsam trat er vor die Stuhlreihen und begann, zuerst sein Jackett, dann die Krawatte und das Hemd auszuziehen. Sorgsam faltete er die Kleidung zusammen. Er zitterte in der kalten Luft, die seine bleichen Schultern umspielte. Eine Minute zögerte er, dann fuhr er fort: Schuhe, Socken, Hose, alles ordentlich auf den Stapel gelegt. Eine Weile überlegte er, ob er die lange Wollunterhose ausziehen sollte, aber der nackte männliche Körper war, wie der der Frau, dem Herrn ein Gräuel.

Dann griff er nach dem Lederriemen.